

Subsistente Normen und Sprachkompetenz: ihre Bedeutung für den Deutschunterricht

Evelyn ZIEGLER

Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Geisteswissenschaften
Universitätsstr. 12, D-45117 Essen
evelyn.ziegler@uni-due.de

As opposed to explicit norms, implicit (= subsistent) norms mirror non-conscious language use, i.e. language use that emerges informally through day-to-day interactions and forms an important resource for inter- and intrasituative language variation. Despite their importance for the adaptation to communicative and situative needs, subsistent norms are not in the focus of language learning, be it in the context of L₁ or L₂. Rather, language norm authorities (e.g. teachers) regard subsistent norms as deviations from the standard and as such as indicators of language decay. Against this wide spread attitude or rather ideology, I will claim that integrating subsistent norms in the language curriculum will not only improve language awareness (= sociolinguistic knowledge) but also facilitate language variation (= linguistic skills and communicative abilities). Drawing on quantitative data regarding the synchronic and diachronic realization of the indefinite article not only the increasing role of subsistent norms in colloquial standard usage is demonstrated but also the question is raised as to what kind of German is aimed at in language instruction.

Keywords:

Colloquial German, subsistent norms, language variation, language awareness, curriculum

1. Explizite und subsistente Normen im Deutschunterricht

In der linguistischen Fachdiskussion wird paradigmatisch zwischen subsistenten und statuierten Normen unterschieden (vgl. Gloy, 2004; Hundt, 2009). Während die statuierten Normen als kodifizierte Normen *overtes* (= offenkundiges) Prestige genießen, stellen die subsistenten Normen Routinen im Sprachgebrauch dar, sind also typisch für den alltäglichen Sprachgebrauch und genießen *covertes* (= verdecktes) Prestige. Sie werden allgemein, d.h. stillschweigend akzeptiert. Subsistente Normen sind insofern implizite Normen. Denn auch für sie gilt, dass sie eine verhaltenssteuernde Kraft besitzen, d.h. zu einer Gleichförmigkeit des Sprachgebrauchs führen. Nach Gloy ist deshalb "*Formuliertheit* (Kursivierung im Original) [...] kein Kennzeichen, sondern ein Akzidenz einer Norm, denn ein Regulativ kann auch stumm wirksam sein, z.B. allein in Form wechselseitiger Unterstellung, dass es gelte" (Gloy, 2010: 29). Wenn *Formuliertheit* kein Kriterium ist, was aber ist dann Kennzeichen einer Sprachnorm? Ist es Strukturgemässheit, wie Hundt feststellt, wenn er schreibt: "Sprachnormen sind aus dem tatsächlichen Sprachgebrauch rekonstruierte Regeln des systemgerechten Gebrauchs" (Hundt, 2008: 121) oder sind es Kriterien wie Gebrauchswert (= Leistungspotenzial) und Tauschwert (= Prestige), wie Gloy (2010: 42) annimmt? Für letzteres spräche nicht nur die Praxis der

Kodifizierung, d.h. Stigmatisierung bestimmter Sprachformen (vgl. Davies & Langer, 2006), sondern auch der metasprachliche "Kampf um Anerkennung"¹ (Honneth, 2003), und zwar um Anerkennung der als legitim empfundenen bzw. als legitim behaupteten Sprachformen, wie das Phänomen SICK eindrücklich veranschaulicht.

Die Diversität der Normen des Sprachgebrauchs zu beschreiben und zu erklären, insbesondere dort, wo implizite Normen als innovative Sprachformen in Konkurrenz zu den expliziten Normen treten, ist Aufgabe der Soziolinguistik. Die Diversität der Normen des Sprachgebrauchs zu akzeptieren, in der Bewertung von Schülerleistungen zu berücksichtigen und zum Gegenstand der Reflexion zu machen, ist Aufgabe des Deutschunterrichts – und fällt es noch so schwer.

Die soziolinguistische Differenzierung zwischen expliziten und impliziten Normen findet ihre Entsprechung in der Differenzierung des Standards in einen "gesprochenen Standard" und einen "Gebrauchsstandard". Der "gesprochene Standard" definiert sich über die Merkmale "kodifiziert", "invariant" und "orthophonisch" und stellt den Standard der Modellsprecher dar, d.h. besitzt faktisch nur noch Gültigkeit für Nachrichtensprecher und Bühnenschauspieler (vgl. Auer, 1997). Der Gebrauchsstandard (vgl. Auer, 1997; Berend, 2005; Spiekermann, 2008) definiert sich im Gegensatz zum gesprochenen Standard über die Merkmale "nicht kodifiziert" und "nicht einheitlich", d.h. "variant". Er stellt die tatsächlich realisierte Form des sprechsprachlichen Standards dar und ist durch regionalsprachliche und alltagssprachliche (= allegrosprachliche) Variation gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund hat die Forschung die Vorstellung von einer einheitlichen Aussprachenorm längst suspendiert. So bezeichnet von Polenz den gesprochenen Standard als "idealisierte Normkodifikation" (von Polenz, 1999: 423). Auer geht davon aus, dass dieser seine "allgemeindeutsche Normativität längst zugunsten regionaler Ausprägungen des Standards verloren" hat (Auer, 1997: 159).

Die "Frage des Standards" scheint in der Sprachdidaktik noch nicht angekommen zu sein. Denn im Zentrum des Deutschunterrichts steht nach wie vor die Vermittlung der statuierten, präskriptiven Normen, nicht aber die Behandlung der subsistenten, deskriptiven Normen. Hintergrund dieser Praxis ist, dass die subsistenten, d.h. allgemein gebräuchlichen Sprachformen primär als Abweichungen von der Standardnorm wahrgenommen und als Indikatoren dafür angesehen werden, dass die statuierten "Normen zunehmend weniger ernst genommen werden" (Steinig & Huneke, 2007: 147). Dieser blinde Fleck der Deutschdidaktik hat drei Ursachen:

¹ Dabei geht es zunächst um die Anerkennung von Normen, aber mit der Anerkennung von Normen wird gleichzeitig kommuniziert, womit man sich identifizieren und welche soziale Gruppenzugehörigkeit man zum Ausdruck bringen möchte.

1. Die Normen der Schriftlichkeit werden mit den Normen der Mündlichkeit gleichgesetzt, und zwar auf allen Ebenen des Sprachsystems. Dabei wird nicht nur ausser Acht gelassen, dass die Grammatik der gesprochenen Sprache nicht mit der Grammatik der geschriebenen Sprache gleichgesetzt werden kann (vgl. Ágel & Hennig, 2006), sondern auch, dass der Sprachgebrauch situativ und kommunikativ-pragmatisch motiviert ist und deshalb variieren muss, soll die Kommunikation gelingen (vgl. Lüdtkke & Mattheier, 2005).
2. Die gesprochene Standardvarietät wird als variationsfreie Varietät konturiert (vgl. Durrell, 2006). Dies hat zur Folge, dass in der Regel die kodifizierten und nicht die allgemein gebräuchlichen Formen im Deutschunterricht vermittelt werden.
3. Sprachliches Handeln wird als normorientiertes Handeln begriffen, nicht als ein Handeln, das sich auch an Innovationen orientiert. Letzteres aber ist die Voraussetzung für Sprachdynamik und Sprachwandel, d.h. für Sprachnormenwandel.

In den KMK-Beschlüssen zu den Bildungsstandards für den Mittleren Bildungsabschluss (2004)² werden Aspekte sprachlicher Variation zum Teil schon berücksichtigt, etwa in den Kompetenzbereichen "Sprechen und Zuhören" und "Sprache und Sprachgebrauch untersuchen". Für den Kompetenzbereich "Sprechen und Zuhören" heisst es: "Die Schülerinnen und Schüler bewältigen kommunikative Situationen in persönlichen, beruflichen und öffentlichen Zusammenhängen situationsangemessen und adressatengerecht. Sie benutzen die Standardsprache."³ Dazu werden folgende Kompetenzziele formuliert: Die Schülerinnen und Schüler lernen "sich artikuliert, verständlich, sach- und situationsangemessen (zu) äussern". Für den Kompetenzbereich "Sprache und Sprachgebrauch untersuchen" heisst es: "Die Schülerinnen und Schüler denken über Sprache und Sprachgebrauch nach. [...] In der mündlichen Äusserung beachten sie wichtige Regeln der Aussprache." Dazu werden folgende Kompetenzziele formuliert: Die Schülerinnen und Schüler lernen "Äusserungen/Texte in Verwendungszusammenhängen (zu) reflektieren und bewusst (zu) gestalten [...], 'Sprachen in der Sprache' [...] und in ihrer Funktion (zu) unterscheiden: z.B. Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt; Gruppensprachen, Fachsprachen; gesprochene und geschriebene Sprache."⁴

² Die Formulierung von Bildungsstandards für die Sekundarstufe II steht noch aus.

³ Die Gleichsetzung des Sprachgebrauchs in "persönlichen, öffentlichen und beruflichen Zusammenhängen" ist eine unzulässige Verallgemeinerung, denn natürlich variiert der Sprachgebrauch situativ (s.o.). Diese Textstelle ist insofern ein weiterer Beleg für die Einheitlichkeitsideologie und den Geltungsanspruch, der mit dem Gebrauch der Standardvarietät verbunden wird.

⁴ Die Beschlüsse der Kultusministerkonferenz sind abrufbar unter <http://www.kmk.org/bildungschule/qualitaetssicherung-in-schulen/bildungsstandards/dokumente.html>.

Im Rahmen der Bildungsstandards sollen die Schülerinnen und Schüler also zu kompetenten, d.h. "flexiblen Sprechern" (Macha, 1991) ausgebildet werden, die Variation einsetzen, wahrnehmen und reflektieren können. Variation wird hier aber immer als eine Variation zwischen Varietäten, nicht innerhalb einer Varietät verstanden. Diese reduktionistische Perspektive führt dazu, dass die Standardvarietät als homogen postuliert wird, auch und gerade mit Blick auf die Aussprache. Das Homogenitätspostulat gilt dabei zweifach: Nicht nur wird die Standardvarietät als homogen gesetzt, d.h. allegrosprachliche und regional-sprachliche Variation ausgeklammert, sondern auch von jeglicher diaphasischer Variation innerhalb des Standards abstrahiert (vgl. z.B. den stilistischen Unterschied zwischen "beistehen" und "helfen"). Dieser doppelte Reduktionismus hat zur Folge, dass alle Varianten, die nicht dem kodifizierten Standard entsprechen, als umgangssprachlich oder regionalsprachlich bzw. dialektal klassifiziert und damit als "fehlerhaft" etikettiert werden. Zum einen lässt sich diese Praxis mit der "zu einseitigen schriftsprachlichen Entwicklung im 19. Jh." erklären (von Polenz, 1999: 40), die eine entsprechende schriftfixierte Standardsprachenideologie gefördert hat und immer noch fördert. Zum anderen lässt sich diese Tendenz auch mit Problemen in der Wissensvermittlungskette erklären, die zu einer Komplexitätsreduktion, d.h. ontologischen Verkürzung des Gegenstands führt. Drei Faktoren spielen hier eine Rolle:

1. Die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse werden noch nicht ausreichend in der Sprachdidaktik berücksichtigt. Darauf deutet die aktuelle Diskussion im Bereich DaF und DaZ (vgl. Davies, 2006; Durrell, 2006; McLelland, i. Dr.; Spiekermann, 2007), neuerdings aber auch im Bereich Deutsch als Erstsprache (Imo, 2008; Kilian, 2009; Neuland, 2006) hin. Insofern fehlen Konzepte und Ideen, wie der komplexe Gegenstand des standardorientierten Sprechens in der Unterrichtspraxis erfolversprechend vermittelt werden kann.
2. Umgekehrt muss sich die Fachwissenschaft den Vorwurf mangelnder Transferhinweise gefallen lassen, insofern sie die Schnittstelle von Sprachdidaktik und Sprachwissenschaft nicht mit Bezügen zu Kompetenzziele, Lehr- und Lerninhalten bedient und entsprechende Relevanzkriterien für die Behandlung und Auseinandersetzung mit diesem Thema formuliert.
3. Die Lehrerinnen und Lehrer fürchten den Verlust eines Eindeutigkeitsschemas und damit den Verlust der Idee der Richtigkeit, die als Basis ihrer mutmasslichen Definitionsmacht dienen. Dieser Grund wird allerdings nicht offen benannt, sondern mit dem Hinweis auf die Bedürfnisse der Sprachlernerinnen und Sprachlerner nach Vereindeutigung verschleiert. So wird am Ende der Vermittlungskette die idealisierte, unproduktive "Ordnung des Standards" (Henn-Memmesheimer

& Hofer, 2006), nicht jedoch die faktische, produktive "Unordnung im Standard" zum Lehr- und Lerngegenstand erklärt.

2. Die Referenzwerke und die "Unordnung des Standards"

Wie definieren die Referenzwerke die Aussprachenormen? Welche Hinweise finden sich auf Variation und welche Aussprachenormen sollen in der Schule für den Kompetenzbereich "situationsangemessenes Sprechen" bzw. "mündliches Sprachhandeln" angesetzt werden? Sollen die kodifizierten Normen des gesprochenen Standards oder die nicht-kodifizierten Normen des Gebrauchsstandards vermittelt werden? Im *Duden-Aussprachewörterbuch* (2005) wird diese Problematik zwar angerissen, indem verschiedene Stufen der Lautung unterschieden werden (Bühnenaussprache, Standardlautung, Umgangslautung und Überlautung), im Kodex Berücksichtigung findet allerdings nur die Standardlautung. Sie wird als "Gebrauchsnorm" apostrophiert, "die der Sprechwirklichkeit nahe kommt", "überregional", "einheitlich", "schriftnah" und "deutlich" ist. Die "Standardlautung" diene dem Ziel, "eine intakte Verständigung im ganzen deutschen Sprachraum und zwischen Menschen unterschiedlicher Schichten und Berufe" zu fördern, so der Werbetext auf der Homepage des Verlags.⁵ Dabei gilt: "Wesentlich für die Entwicklung der Standardlautung ist heute das gesprochene Deutsch in den Medien, in Bildungseinrichtungen und – man denke an Vorträge, Präsentationen, Besprechungen – in den unterschiedlichsten Berufssparten, nicht zuletzt auch in der Privatwirtschaft." (Duden, 2005: Vorwort). Diese Aussprachenorm bezeichnet Auer jedoch als das Ergebnis "lautloser phonologischer Schreibtischforschung" (Auer, 1990: 3), d.h. als eine Normierungsvorschrift, der "nicht tatsächlich vorkommende Formen" zu Grunde liegen (Auer, 1990: 2f.), auch wenn im Vorwort des Aussprachewörterbuches darauf hingewiesen wird, dass die Standardlautung einen "Ausgleich zwischen Schriftnähe und ungezwungenem Sprechen" darstellt (Duden a.a.O.). Dass die Begrifflichkeiten im *Duden-Aussprachewörterbuch* darüber hinaus mehr Verwirrung stiften als Klarheit schaffen, zeigt die Gleichsetzung von Standardlautung und Gebrauchsnorm. Diese Gleichsetzung entbehrt jeder empirischen Grundlage. Sie ist insofern ein gutes Beispiel für Kontrafaktizität.

Wie restriktiv und alltagsfern die Normsetzungen des *Duden* sind, zeigt auch ein Vergleich mit Referenzwerken für DaF-Lerner aus dem englischsprachigen Raum. Hier wird – anders als im *Duden* – auf Variation im Standard verwiesen und systematisch behandelt. So betont Hall in seinem Lehrwerk "Modern German Pronunciation" für Lernerinnen und Lerner mit der Erstsprache Englisch:

Even standard pronunciations are not monolithic, and a certain amount of variation does take place within the standard, most importantly variation according to the situation or sty-

⁵ Vgl. <http://www.duden.de/produkte/detail.php?isbn=3-411-04066-1>.

listic variation. In formal situations speakers tend to speak more carefully, more slowly and with greater tension of the articulatory muscles than in informal situations, in which more rapid and relaxed speech leads to characteristic reductions or simplifications in pronunciation. (Hall, 2003: 5)

Wesentlich ist hier der Unterschied zwischen formellem und informellem, d.h. kolloquialen Gebrauch der Standardvarietät. Die stilistische Variation wird dabei folgendermassen eingeteilt:

1. Formale Aussprache:
 - Rezitationsstil (Gedichtrezitation)
 - moderater formaler Stil (Nachrichtensprecher)
2. kolloquiale Aussprache:
 - gehobene Gesprächsstufe (Diskussion)
 - lässiger Gesprächsstil (Alltagsgespräch)

Ein besonderes Kapitel widmet Hall den gesprächstypischen Reduktionerscheinungen, wie sie sich bei Pronomen, Artikeln, Präpositionen, Konjunktionen und Hilfsverben beobachten lassen. Im Gegensatz zu Inhaltswörtern zeigen Funktionswörter ein hohes Mass an stilistischer Variation und damit an phonetisch-phonologischer Reduktion (vgl. Kohler, 1990). Sie werden deshalb als "weak forms" bezeichnet. Im Kapitel *List of weak forms* finden die DaF-Lernerinnen und DaF-Lerner eine Liste mit Reduktionsformen, eingeteilt in Wortklassen und Reduktionsstufen. Damit werden detaillierte Hinweise auf die Bedeutung und Aussprache dieser Formen gegeben, inklusive der Erklärung, dass "all of the words given in the list are much more common in one of their weak forms than in the strong form." (Hall, 2003: 150). Das bedeutet: Die Reduktionsformen sind die Regel, die Explizitformen die Ausnahme.

Ein vergleichbares Kapitel fehlt im Aussprachewörterbuch des *Duden*, da stilistische Variation in der Standardlautung nicht behandelt wird und schwache Wortformen in der Umgangslautung nur am Rande Erwähnung finden, und das, obwohl sie charakteristische Merkmale der standardnahen Alltagssprache, auch gebildeter Sprecherinnen und Sprecher, sind.

Wie lässt sich dieser Unterschied in den Referenzwerken für Erstsprachler und englische DaF-Lerner erklären? Durrell (1999: 298) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass in Deutschland eine stärkere Sprachnormenhörigkeit herrscht als in England. Diese Sprachmentalität zeige sich in einer restriktiven Auslegung der Standardnormen. Dies führe dazu, dass "in Deutschland viel expliziter und universeller als in den englischsprachigen Ländern akzeptiert (wird), daß die Vermittlung der standardsprachlichen Normen ein erstes Ziel der Schulbildung ist" (Durrell, 1999: 298). Umgekehrt gilt im Englischen die Explizitlautung im gesprochenen Standard als negativ markiert, schwache Formen gelten dagegen als unmarkiert, d.h. als allgemein gebräuchlich (vgl. Mugglestone, 2003).

3. Die Realisierung des indefiniten Artikels im Maskulinum

Im Folgenden wird anhand empirischer Daten nachgewiesen, inwieweit sich Variation im standardnahen Sprechen, d.h. im Gebrauchsstandard, feststellen lässt. Dazu soll eine "weak form" näher in den Blick genommen werden, und zwar der indefinite Artikel im Maskulinum, insbesondere der Akkusativ, denn hier hat sich in den letzten Jahren eine neue Realisierungsform ausgebildet: die Kurzform "nen". Um zu zeigen, wie gross die Variation dieser neuen Form im standardnahen Sprechen aktuell ist, werden empirische Daten vorgestellt, die das Sprachverhalten erwachsener Sprecherinnen und Sprecher in formalen Situationen widerspiegeln. Über die synchrone Perspektive hinaus wird auch die diachrone Perspektive miteinbezogen. Nur so lässt sich plausibilisieren, dass sich nicht nur die Sprachkompetenz der Sprecherinnen und Sprecher verändert hat, sondern auch das Sprachnormverständnis. Veränderungen im Sprachnormverständnis sind wiederum starke Hinweise auf gesellschaftlichen Wandel und damit Sprachwandel.

Der Fokus auf die phonetisch-phonologische Ebene ergibt sich vor allen Dingen daraus, dass in der Normendebatte in der Regel morphosyntaktische und syntaktische Erscheinungen behandelt werden, wesentlich seltener phonetisch-phonologische, obwohl die Forschung hier mit einer ganzen Reihe von Einzeluntersuchungen und Grossprojekten wichtige Ergebnisse, und zwar qualitativ wie quantitativ, vorgelegt hat.

3.1 Die Formen des indefiniten Artikels

Die Realisierung des indefiniten Artikels im Maskulinum weist neben Vollformen auch Reduktionsformen auf. Die Reduktionsformen lassen sich in Anfangskurzformen und Endkurzformen unterscheiden, je nachdem in welcher Richtung die Reduktion verläuft (vgl. Tophinke, 2002: 172f.). Als Endkurzformen kommen vor: *n* für *ein* und *einen* (Nominativ und Akkusativ Maskulinum), *nes* für *eines* (Genitiv Maskulinum) und *nem* für *einem* (Dativ Maskulinum); als Anfangskurzform kommt vor: *ein* für *einen* (Akkusativ Maskulinum). Neben diesen Kurzformen wird seit den 1990er Jahren eine neue Kurzform verwendet, und zwar die Reduktionsvariante *nen*, die, wie die Studie von Androutsopoulos (1998) zeigt, als sprachliche Innovation zuerst unter Jugendlichen populär wurde. Sie wird häufig im Akkusativ im Maskulinum, wesentlich seltener im Nominativ im Maskulinum verwendet. In Einzelfällen tritt sie auch im Nominativ und Akkusativ im Neutrum auf (vgl. Vogel, 2006). Im Femininum kommt die Variante *nen* nicht vor, deshalb wird hier darauf verzichtet, die Formen im Femininum anzugeben.

Die verschiedenen Aussprachevarianten verteilen sich wie folgt:

Maskulinum	Vollform	Kurzform
Nominativ	ein	n / nen
Genitiv	eines	nes
Dativ	einem	nem
Akkusativ	einen	n / ein / nen

Tabelle 1: Aussprachevarianten des indefiniten Artikels im Maskulinum

Neutrum	Vollform	Kurzform
Nominativ	ein	n / nen
Genitiv	eines	nes
Dativ	einem	nem
Akkusativ	ein	n / nen

Tabelle 2: Aussprachevarianten des indefiniten Artikels im Neutrum

Wie lässt sich die neue Kurzform *nen* erklären? Die neue Kurzform entsteht durch Lautschwund am Wortanfang (Prokope). Folgende vierstufige Reduktionshierarchie wird angenommen (vgl. Kohler, 1990, 73):

einen: [ʔainən] -> [anən] -> [ənən] -> [nən] -> [n]

Es lassen sich vier Reduktionsstufen unterscheiden. Dabei entsteht die dritte Reduktionsstufe, d.h. die Form *nen*, durch die Tilgung des unbetonten Vokals; die vierte Reduktionsstufe, d.h. die Realisierung von silbischem *n*, bildet das Ende der Reduktionskette. Die Variante *nen* ist also systemisch und artikulatorisch höchst plausibel. Zwei Reduktionspfade kommen in Frage:

1. Die Reduktion geht bis zur dritten Reduktionsstufe, wird also nicht vollständig durchgeführt.
2. Die Reduktion wird vollständig bis zur vierten Stufe durchgeführt. Danach kommt es zur phonetischen Auffüllung ("Jespersen Cycle").

Wie auch immer der Reduktionspfad tatsächlich verläuft, der Gebrauch der neuen Kurzform *nen* hat den kommunikativen Vorteil, dass der Akkusativ morphologisch markiert wird und so Nominativ und Akkusativ wieder disambiguiert werden können. Insgesamt führt das dazu, dass das Paradigma des indefiniten Artikels homogenisiert wird.

3.2 Korpus

Um die Variation des indefiniten Artikels, vor allem die Verwendungshäufigkeit der neuen Kurzform *nen*, zu bestimmen, wurde mit Korpora spontansprachlicher Daten gearbeitet. Für die synchrone Perspektive wurden Gesprächsdaten des Notruf-Korpus⁶ ausgewertet. Bei den Sprachdaten des Notruf-Korpus handelt es sich um Aufnahmen, die im Rahmen eines Kooperationsprojektes des Forschungszentrums "Deutscher Sprachatlas" mit der Kriminaltechnischen Abteilung für Sprechererkennung und Tonbandanalyse (KT 54) des Bundeskriminalamtes und dem *Institut für Deutsche Sprache* flächendeckend im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland erhoben wurden.⁷ Im Rahmen dieses Projektes wurden von 2003 bis 2005 300 Notrufe aufgenommen. Für die vorliegende Analyse wurde von diesen 300 Notrufen⁸ eine Stichprobe von 30 Aufnahmen gezogen. Die Aufnahmen dieser Stichprobe verteilen sich über das gesamte Bundesgebiet. Ausgewertet wurde das Sprachverhalten der Polizisten,⁹ nicht der Anruferinnen und Anrufer, da die Notrufsituation für die Polizeibeamten eine Routinesituation darstellt, in der sie in der Regel ihre standardnächste Sprachlage verwenden.¹⁰

Neben dem Notruf-Korpus wurden weitere Korpora verwendet: das Pfeffer-Korpus, das Freiburger-Korpus und das Dialogstrukturen-Korpus. Alle drei Korpora sind online über die Seiten des *Instituts für Deutsche Sprache* recherchierbar. Sie dienen als Grundlage für die diachrone Analyse der Realisierung des indefiniten Artikels. Die einzelnen Korpora können wie folgt beschrieben werden:

⁶ Für die Möglichkeit, mit den Daten des Notruf-Korpus zu arbeiten, möchte ich mich bei Roland Kehrein (Forschungszentrum "Deutscher Sprachatlas"/Marburg) herzlich bedanken.

⁷ Weitere Informationen über das Kooperationsprojekt finden sich in Kehrein (2008).

⁸ Diese Angabe bezieht sich auf die Grösse des Korpus im Jahre 2007. Das Korpus wird kontinuierlich erweitert. Aktuell verfügt das Korpus über Sprachaufnahmen von über 800 Polizeibeamten und ist die Grundlage für das Projekt "Regionalsprache.de" (REDE), das seit dem 1. Januar 2008 am Forschungszentrum "Deutscher Sprachatlas" (Marburg) bearbeitet wird (vgl. Kehrein, 2009).

⁹ Die Auswahl von männlichen Sprechern wird im Projekt damit begründet, dass Frauen in dieser Berufsgruppe stark unterrepräsentiert sind und deshalb nur die Aufnahmen männlicher Sprecher gesammelt wurden.

¹⁰ Die Standardnähe der Notrufaufnahmen begründet Kehrein wie folgt: "Es handelt sich bei der Notrufannahme um eine relativ formale Situation der telefonvermittelten Fernkommunikation mit fremden Personen. In solchen Situationen sind aus Gründen der Verständigungssicherung vorwiegend standardgerichtete Sprechweisen anzutreffen. Grundsätzlich ist die Gesprächssituation immer die gleiche. Die gelegentlich auftretende mikrosituative Variation, dass auch Dialektsprecher oder stark regional geprägte Sprecher anrufen können, wird kontrolliert, indem solche Gespräche vorläufig aus der Betrachtung ausgeschlossen werden." (Kehrein, 2008: 136)

Die Aufnahmen für das Pfeffer-Korpus fanden unter der Leitung von Alan Pfeffer und Walter F.W. Lohnes statt. Als Informanten dienten 185 Frauen und 218 Männer. Die Aufnahmen fanden in 37 Städten in der Bundesrepublik Deutschland, 10 Städten in der DDR, 6 Städten in Österreich und 4 Städten in der Schweiz statt. Alle Aufnahmen sind transkribiert und aligniert online verfügbar.¹¹

Die Aufnahmen für das Freiburger-Korpus stammen von Mitschnitten verschiedener Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie anderer Institutionen. Sie wurden unter der Leitung von Hugo Steger transkribiert und ausgewertet. Das Korpus umfasst insgesamt 222 Aufnahmen.

Die Aufnahmen für das Dialogstrukturen-Korpus stammen zum Teil aus dem Freiburger-Korpus, zum Teil wurden auch andere Aufnahmen in das Korpus aufgenommen. Von den insgesamt 72 Aufnahmen sind alle Aufnahmen online verfügbar und transkribiert.

Die Eckdaten der Korpora liefert Tabelle 3. Da die ursprüngliche Terminologie für die Klassifizierung der untersuchten Varietät variiert, wurden die entsprechenden Korpusangaben homogenisiert und durch die Angabe "Gebrauchsstandard" ersetzt. Diese auf den ersten Blick willkürlich erscheinende Vorgehensweise wird durch die Analyse der Sprachdaten legitimiert. Die ursprüngliche Varietätenbezeichnung findet sich in den Fussnoten.

	Pfeffer-Korpus	Freiburger-Korpus	Dialogstrukturen-Korpus	Notruf-Korpus
Zielvarietät	Gebrauchsstandard ¹²	Gebrauchsstandard ¹³	Gebrauchsstandard ¹⁴	Gebrauchsstandard
Anzahl der Aufnahmen	398	222	72	30
Aufnahmedatum	1961	1960-1974	1960-1977	2003-2005
Situationstyp	Dialog Erzählung	Interview Diskussion Vortrag	Interview Diskussion Beratung	Notruf

Tabelle 3: Korpora

¹¹ Vgl. http://dsav-oeff.ids-mannheim.de/DSAv/KORPORA/PF/PF_DOKU.HTM.

¹² Im Pfeffer-Korpus selber werden die Daten als "städtische Umgangssprache" bezeichnet (vgl. http://dsav-oeff.ids-mannheim.de/DSAv/KORPORA/PF/PF_DOKU.HTM).

¹³ Im Freiburger-Korpus werden die Daten als "gesprochene Standardsprache" bezeichnet (vgl. http://dsav-oeff.ids-mannheim.de/DSAv/KORPORA/FR/FR_DOKU.HTM).

¹⁴ In der Korpusbeschreibung auf den Seiten des Institutes für Deutsche Sprache fehlen Angaben zur Varietätenbestimmung.

3.3 Ergebnisse

Die systematische Auswertung der Notruf-Aufnahmen sowie der IDS-Korpora liefern die folgenden Tabellen, die nach Genus differenziert sind. Die Analyse des indefiniten Artikels im Maskulinum und des infiniten Artikels im Neutrum soll illustrieren, inwieweit die Kurzformen, allen voran die neue Kurzform *nen*, im Gebrauchsstandard erwachsener Sprecherinnen und Sprecher üblich sind bzw. in den 1960er und 1970er Jahren üblich waren.

Maskulinum	Nominativ			Akkusativ			
	<i>ein</i>	<i>nen</i>	<i>n</i>	<i>einen</i>	<i>ein</i>	<i>nen</i>	<i>n</i>
Pfeffer-Korpus	77%	0%	23%	68%	10%	0%	22%
Freiburger-Korpus	87%	0%	13%	77%	10%	2%	11%
Dialogstrukturen-Korpus	57%	1%	42%	50%	2%	6%	42%
Notruf-Korpus	22%	0%	78%	0%	31%	19%	50%

Tabelle 4: Realisierung des indefiniten Artikels im Maskulinum

Die Auswertung zeigt, dass die Kurzformen aktuell im Sprachgebrauch dominieren: Während im Nominativ 78% aller Formen Kurzformen sind, sind es im Akkusativ sogar 100%, wobei 19% der Formen auf die neue Kurzform *nen* entfallen. Die Explizitform *einen* wird im Akkusativ gar nicht verwendet. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass die Explizitform *einen* nicht mehr als angemessene Variante im standardnahen Sprechen angesehen wird. Der diachrone Vergleich mit den IDS-Korpora deutet hingegen darauf hin, dass in den 1960er und 1970er Jahren sowohl im Nominativ als auch im Akkusativ die Explizitformen eindeutig dominieren und favorisiert werden. Die neue Kurzform *nen* wird dagegen so gut wie gar nicht verwendet: Im Nominativ tritt sie mit 1% im Dialogstrukturen-Korpus auf, im Akkusativ ist sie im Pfeffer-Korpus gar nicht belegt, im Freiburger-Korpus und im Dialogstrukturen-Korpus ist sie mit 2% und 6% nur schwach belegt.

Die Realisierung des indefiniten Artikels im Neutrum liefert folgende Tabelle:

Neutrum	Nominativ			Akkusativ		
	<i>ein</i>	<i>nen</i>	<i>n</i>	<i>ein</i>	<i>nen</i>	<i>n</i>
Pfeffer-Korpus	77%	0%	23%	78%	0%	22%
Freiburger-Korpus	87%	0%	13%	89%	0%	11%
Dialogstrukturen-Korpus	80%	1%	19%	75%	6%	19%
Notruf-Korpus	22%	0%	78%	13%	0%	87%

Tabelle 5: Realisierung des indefiniten Artikels im Neutrum

Die Analyse des indefiniten Artikels im Neutrum zeigt, dass – ähnlich wie im Maskulinum – die Kurzformen überwiegen. Die Kurzform *nen* wird allerdings nicht verwendet. Dieser Befund markiert einen deutlichen Kontrast zu den Beobachtungen zeitgenössischer Sprachkritiker wie etwa Bastian Sick, die meinen, dass sich die neue Kurzform *nen* auch auf den indefiniten Artikel im Neutrum ausweite (vgl. Sick, 2007: 109ff.). Dafür geben diese Daten jedoch keine Hinweise. Was sich aber andeutet ist, dass schon in den 1960er und 1970er Jahren die Form *nen* für den indefiniten Artikel im Neutrum, und zwar im Akkusativ, vereinzelt verwendet wird.

Vergleicht man die Daten für den indefiniten Artikel im Maskulinum mit den Daten für den indefiniten Artikel im Neutrum, deutet alles darauf hin, dass die neue Kurzform *nen* im Wesentlichen auf den indefiniten Artikel im Akkusativ Maskulinum beschränkt bleibt.

Die Analyse des Monokasus, d.h. für *ein bisschen*, *ein paar* und *ein wenig*, liefert folgende Ergebnisse:

	ein bisschen / paar / wenig	nen bisschen / paar/wenig	n bisschen / paar / wenig
Pfeffer-Korpus	39%	0%	61%
Freiburger-Korpus	35%	16%	49%
Dialogstrukturen-Korpus	34%	6%	60%
Notruf-Korpus	0%	0%	0%

Tabelle 6: Realisierung des indefiniten Artikels im Monokasus

Die Auswertung zeigt, dass im Notruf-Korpus Belege für den Monokasus überhaupt nicht vorkommen. Diese Tatsache erklärt sich mit der Funktion der

Kommunikationssituation Notruf, in der die Polizeibeamten Fragen zum Tat- oder Unfallhergang stellen und gezielt nachfragen, um detaillierte Informationen zu erhalten. Bemerkenswert ist allerdings: Die Sprecherinnen und Sprecher verwenden in den 1960er und 1970er Jahren für den Monokasus mehr Kurz- als Explizitformen. Dies könnte eventuell ein Hinweis darauf sein, dass der Gebrauch der Kurzform *nen* im Monokasus eingesetzt hat und danach im Akkusativ üblich wurde.

Die empirische Analyse illustriert insgesamt die Zunahme des Gebrauchs der Kurzformen im Bereich des indefiniten Artikels in der Gegenwartssprache. Die Normen des Standards, so kann geschlussfolgert werden, haben sich deutlich geändert. Die Explizitformen, die in den 1960er und 1970er Jahren noch deutlich dominierten, werden aktuell nur noch vereinzelt verwendet. Das bedeutet: Während in den 1960er und 1970er Jahren die Explizitformen die Regelformen im standardnahen Sprechen darstellen, stellen heute die Kurzformen (inkl. der neuen Kurzform *nen*) die regulären Formen dar. Die subsistenten Normen haben also die expliziten Normen ersetzt. Bemerkenswert ist schliesslich auch, dass die neue Kurzform *nen* kein spezifisch jugendsprachliches Merkmal mehr ist, sondern im Standardgebrauch erwachsener Sprecher eine alltägliche Variante darstellt.

Damit hat sich nicht nur die Struktur des Gebrauchsstandards in den letzten vier Jahrzehnten verändert, sondern auch die System- und Registerkompetenzen der Sprecherinnen und Sprecher haben sich verändert, indem sie deutlich mehr Nonstandardvarianten aufweisen.

Welche Gründe lassen sich für diese Veränderungen anführen? Der zunehmende Gebrauch von Varianten im Standard ist eine Folgeerscheinung der Demotisierung der Standardvarietät (vgl. Mattheier, 1997), d.h. der allgemeinen Verbreitung der Standardvarietät. Dies hat zur Folge, dass immer mehr umgangssprachliche Strukturen in Kontexten verwendet werden, die traditionellerweise standardsprachlich geprägt sind. Diese Entwicklung steht wiederum in Zusammenhang mit der zunehmenden Öffnung formeller Kontexte für umgangssprachliche und regionalsprachliche Formen. Die Folge ist, dass sich der Abstand zwischen formelleren und informelleren Situationen verringert und Sprachideale wie Einheitlichkeit und Normativität ihre Bedeutung verlieren. Gleichzeitig setzt ein Umwertungsprozess ein, der dazu führt, dass Nonstandardvarianten und damit sprechsprachliche Varianten zunehmend positiver evaluiert werden. Die Ursache für diese Entwicklung sieht Linke in einer allgemeinen "Lockerung der Normen", (Linke, 1991: 274) d.h. in einer "Neu- bzw. Umdeutung von Kommunikationssituationen" (Linke, 2000: 71). Welche Konsequenzen sind zu erwarten?

Mattheier (1997: 8) unterscheidet Kodex-orientierte Reaktionen und Usus-orientierte Reaktionen. Einen Hinweis darauf, dass in der Normierungspraxis nicht nur Kodex-orientiert verfahren wird, liefert die neue *Duden-Grammatik*,

die auf die neue Realisierungsform des indefiniten Artikels im Kapitel "Gesprochene Sprache" explizit eingeht und als so genannte Umgangslautung klassifiziert (*Duden* 2006: 1208f.). Die Erwähnung in der *Duden*-Grammatik ist eine gewisse Form der "Adelung" und weist darauf hin, dass die Form *nen* als Aussprachevariante mittlerweile den Usus markiert. Die Tatsache, dass sie Eingang in die *Duden*-Grammatik gefunden hat und dort – wenn auch nur als subsistente Norm – diskutiert wird, ist ein deutliches Indiz dafür, dass sie womöglich zur Norm von morgen avanciert und insofern eine "emergierende Norm" (Hundt, 2008: 123) darstellt. So könnte am Ende dieses Prozesses eine Reformulierung der Norm stehen. Die subsistente Norm würde dann die explizite Norm ersetzen und selbst die explizite Norm darstellen: Im Sprachgebrauch hat dieser Ersetzungsprozess schon stattgefunden.

4. Schlussfolgerungen für die Deutschdidaktik und die Unterrichtspraxis

Die beschriebenen aktuellen Entwicklungen im Gebrauchsstandard sind für den Deutschunterricht mehrfach relevant: Zum einen tangieren sie die Frage der Anwendung und Vermittlung von Aussprachenormen, d.h. die Unterscheidung von Standardlautung (explizite Norm) und Umgangslautung (subsistente Norm) und ihre je spezifische Angemessenheit für unterschiedliche kommunikative Settings und Stilregister (z.B. Vorlesen, Gedichtrezitation, Schülerpräsentation, Unterrichtsgespräch, Gruppendiskussionsleitung, Rollenspiel). Diese Zusammenhänge könnten anhand der oben genannten Settings und Stilregister zum Gegenstand der Sprachvermittlung gemacht werden. Zum anderen lassen sich diese Entwicklungen im Lernbereich "Sprache und Sprachgebrauch untersuchen" thematisieren, z.B. anhand von Tonaufnahmen bzw. Videomitschnitten verschiedener Nachrichtensendungen, Wetterberichte, Talkshows und Reality-TV-Formate, die unter dem Aspekt der situativen Angemessenheit sprachlicher Formen betrachtet und verglichen werden können. Dabei ergibt sich auch die Möglichkeit an die Lebenswelt der Jugendlichen anzuschließen (Bottom-up-Ansatz) und ihre Rolle als Akteure in aktuellen Sprachwandelprozessen aufzudecken. Hier wäre etwa denkbar, mit Sprachdaten aus sozialen Netzwerken zu arbeiten, z.B. *Schüler VZ* und *Facebook*. Da in Online-Netzwerken tendenziell gesprochene Sprache emuliert wird, ist es nicht nur möglich, einen Einblick in altersspezifische Sprachgebrauchsmuster zu erhalten, sondern auch in die Bedeutung jugendsprachlicher Innovationen für den Sprachwandel. Eine solche Form von Sprachreflexion bietet die Chance, die Schülerinnen und Schüler als kompetente Sprecherinnen und Sprecher, d.h. auch in ihrer Funktion als Sprachsouverän, ernst zu nehmen, und ihnen so Sprachautorität zuzugestehen.

In gewisser Weise ist damit ein ethisches Problem verbunden: Schülerinnen und Schüler wollen wissen, was richtig und falsch ist. Deshalb ist es auch nötig, falsche Gewissheiten aufzulösen, etwa die Vorstellung, standardnahes

Sprechen zeichne sich nur durch die Realisierung schriftnaher Formen aus und sei invariant. Wie die Untersuchung zum indefiniten Artikel gezeigt hat, ist die aktuelle Sprachpraxis durch ein hohes Mass an Variation gekennzeichnet und deutlich weniger normorientiert als in den 1960er und 1970er Jahren. Dies deutet darauf hin, dass die Gültigkeit expliziter Normen nicht länger anerkannt wird. An ihre Stelle ist die Fähigkeit getreten, normative Wertungen im sozialen Prozess hervorzubringen und sich dazu reflexiv zu verhalten. Insofern ist es mehr als naheliegend, die metasprachliche Kompetenz der Schülerinnen und Schüler im Unterricht aufzugreifen und zu nutzen. Sprachreflexion wird so zu Sprachbewusstheit. Dementsprechend sollten die Normautoritäten Normenwandel als positive didaktische Herausforderung begreifen.

Die Aufgabe der Sprachdidaktik sollte deshalb sein, Modelle und Methoden zu entwickeln, die die Variation im Standard deutlich machen und die Pragmatik und Variation sprachlichen Handelns in den Mittelpunkt stellen. Das wiederum bedeutet mit authentischen Sprachbeispielen zu arbeiten und kein "Lehrbuchdeutsch" bzw. "Schuldeutsch" zu konstruieren.

Literatur

- Ágel, V. & Hennig, M. (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Tübingen (Niemeyer).
- Androutopoulos, J. (1998): Deutsche Jugendsprache. Frankfurt a.M. (P. Lang).
- Auer, P. (1990): Phonologie der Alltagssprache. Zur Beschreibung von Variation am Beispiel des Konstanzer Stadtdialekts (Studia Linguistica Germanica; 28). Berlin (de Gruyter).
- Auer, P. (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: K. J. Mattheier & E. Radtke (Hg.), Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt a.M. (P. Lang), 129-162.
- Berend, N. (2005): Regionale Gebrauchsstandards. Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: L. M. Eichinger, & W. Kallmeyer (Hg.), Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin (de Gruyter), 143-170. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004).
- Davies, W. (2006): Normbewusstsein, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften. In: E. Neuland (Hg.), Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M. (P. Lang), 483-491.
- Davies, W. & Langer, N. (2006): The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present. Frankfurt a.M. (P. Lang).
- Duden (2005): Das Aussprachewörterbuch. Band 6. Mannheim u.a. (Dudenverlag).
- Duden (2006): Die Grammatik. Band 4. Mannheim u.a. (Dudenverlag).
- Durrell, M. (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, 285-308.
- Durrell, M. (2006): Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. In: E. Neuland (Hg.), Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M. (P. Lang), 111-122.
- Gloy, Klaus (2010): Varietäten in normentheoretischer Perspektive. In: P. Gilles, J. Scharloth & E. Ziegler (Hg.), Variatio delectat: Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Festschrift für Klaus J. Mattheier. Frankfurt a.M. (P. Lang), 29-44.

- Gloy, Klaus (2004): Norm. In: Ulrich Ammon et al. (eds.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, Bd. 1. Berlin (de Gruyter), 392-398.
- Hall, C. (2003): *Modern German pronunciation. An introduction for speakers of English*. Manchester (Manchester University Press).
- Henn-Memmesheimer, B. & Hofer, M. (2006): Variantenwahl und Lernmotivation. In: E. Neuland (Hg.), *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a.M. (P. Lang), 193-210.
- Honneth, A. (2003): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Hundt, M. (2008): Normverletzungen und neue Normen. In: M. Konopka, & B. Strecker (Hg.), *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen – Sprachgebrauch*. Berlin (de Gruyter), 117-140.
- Imo, W. (2008): Wenn mündliche Syntax zum schriftlichen Standard wird: Konsequenzen für den Normbegriff im Deutschunterricht. In: M. Denkler, S. Günthner, J. Macha, D. Meer, B. Stoltenburg & E. Topalovic (Hg.), *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachwandel oder Sprachverfall im Deutschen?* Münster (Aschendorff), 153-180.
- Kehrein, R. (2008): Regionalakzent und linguistische Variationsspektren im Deutschen. In: P. Ernst & F. Patocka (Hg.), *Dialektgeographie der Zukunft. Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Institut für Germanistik der Universität Wien, 20. bis 23. September 2006*. Stuttgart (Steiner) (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 135), 131-156.
- Kehrein, R. (2009): Dialektalität von Vorleseausssprache im diatopischen Vergleich. Hörerurteil und phonetische Messung. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 76(1), 14-54.
- Kilian, Jörg (2009): Didaktische Konzepte zur Sprachkritik im Unterricht des Deutschen. In: *Aptum* 5, H. 2, 106-129.
- Kohler, K. J. (1990): Segmental Reduction in Connected Speech in German: Phonological Facts and Phonetic Explanations. In: W. J. Hardcastle & A. Marchal (eds.), *Speech Production and Speech Modelling*. Dordrecht (Kluwer Academic Publishers), 69-92.
- Linke, Angelika (1991): Zum Sprachgebrauch des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Überlegungen zur kultursemiotischen Funktion des Sprachverhaltens. In: R. Wimmer (Hg.), *Das 19. Jahrhundert*. Berlin (de Gruyter) (= *Jahrbuch 1990 des Instituts für deutsche Sprache*), 250-281.
- Linke, Angelika (2000): Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach(gebrauchs)wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen. In: *Der Deutschunterricht*, 3, 66-77.
- Lüdtke, H. & Mattheier, K. J. (2005): Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege zur Forschung. In: A. Lenz & K. J. Mattheier (Hg.), *Varietäten: Theorie und Empirie*. Frankfurt a.M. (P. Lang), 13-38.
- Macha, J. (1991): *Der flexible Sprecher*. Köln (Böhlau).
- Mattheier, K. J. (1997): Destandardisierung, Umstandardisierung, Standardisierung in europäischen Sprachen. In: K. J. Mattheier, & E. Radtke (Hg.), *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt a.M. (P. Lang), 1-10.
- McLelland, N. (i.Dr.): Rules for the neighbours: Prescriptions of the German language for British learners. In: M. C. Davidson & C. Percy, (eds.), *Prescriptivism and Patriotism*. Clevedon (Multilingual Matters).
- Mugglestone, L. (2003): *Talking proper. The rise of accent as social symbol*. Oxford (Oxford University Press).
- Neuland, E. (2006): Zur Einführung. In Dies. (Hg.), *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Unterricht*. Frankfurt a.M. (P. Lang), 9-30.
- Polenz, P. von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin (de Gruyter).

- Sick, B. (2007): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Spiekermann, H. (2007): Standardsprache im DaF-Unterricht: Normstandard – nationale Standardvarietäten – regionale Standardvarietäten. In: Linguistik online (http://www.linguistik-online.com/32_07/spiekermann.html).
- Spiekermann, H. (2008): Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards. Tübingen (Niemeyer).
- Steinig, W. & Huneke, H.-W. (2007): Sprachdidaktik Deutsch. Eine Einführung. Berlin (E. Schmidt).
- Tophinke, D. (2002): Schreiben gegen die Regel. Formen und Funktionen orthografischer Abweichungen im Internet Relay Chat (IRC). In: M. Bommes, C. Noack & D. Tophinke (Hg.), Sprache als Form. FS für Utz Maas. Opladen (Westdeutscher Verlag), 169-181.
- Vogel, Petra (2006): *Ich hab da nen kleines Problem!* – Zur neuen Kurzform nen des indefiniten Artikels im Deutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 76, 176-193.